

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Als noch Hanf gebaut wurde. Eine Webergeschichte

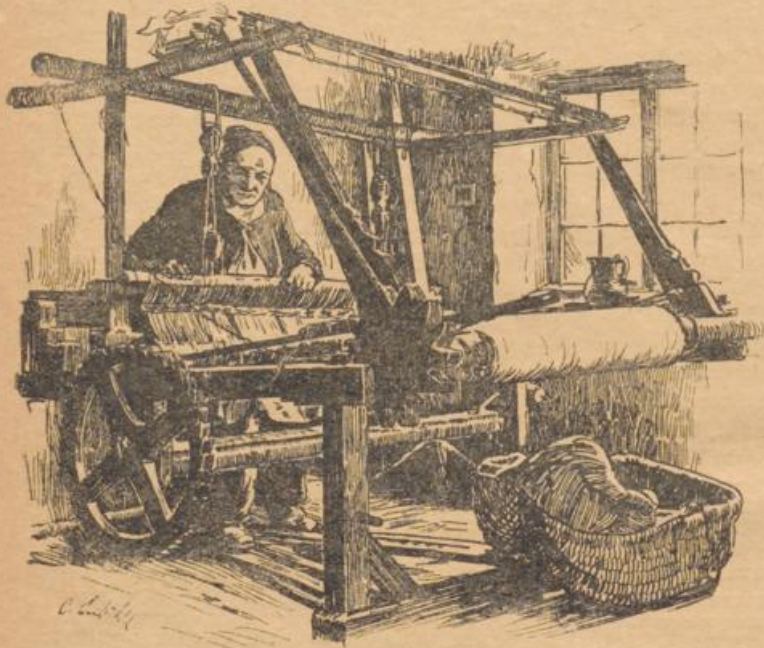
[urn:nbn:de:bsz:31-338291](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338291)

## Als noch Hanf gebaut wurde.

Eine Webergeschichte.

Die Zinnenhaujener haben ein Gemeindehaus, in dem die armen Teufel wohnen können, die sonst nirgends einen Unterschlupf finden. Das so benannte Gebäude hat ein als Junggefelle gestorbener Einwohner, der in seinem Leben einen Krämladen für die

Weisung über das Erbe gegeben, daß gar nichts zu machen war. Die Gemeinde mußte wohl oder übel diese unnütze Beigabe zu dem großen Weiherader, dem ihr der Krämer-Landolin auch hinterlassen hatte, behalten.



„Der Webstuhl — sein letztes Eigentum — hat er mitgenommen ins Krämerhaus.“

Bauernbevölkerung betrieb, aber auf der ganzen Welt keine näheren Anverwandten hatte, der Gemeinde „zu seinem ewigen Angedenken“ vermacht. Landolin Armleder hieß der Erblasser. Abscheulich geizig war er allzeit gewesen. Er hat sich keinen guten Tag gegönnt. Die Menschen haben ihn ausgelacht und haben gesagt: für wen er denn spare. Denen hat er zur Antwort gegeben, daß er sich selbst ein Denkmal setzen wolle, an dem die Welt staunen werde. Damit meinte er das Vermächtnis an die Gemeinde.

In jener Zeit hat es in Zinnenhausen gar keine Erbschaften gegeben, die sich nach der Krämerwohnung geseht hätten und so blieb sie lange leer stehen — den Ratten und Mäusen ein Tummelplatz. Der Gemeinderat hätte das Häuslein gerne veräußert und Liebhaber hätte es unter den Nachbarn schon gegeben, aber der Stifter hatte in seinem Testament so genaue

neuem sein Handwerk beginnen wollte, hat er alles hergerichtet — er hat sein Sach in Ehren gehalten und trotz aller Bitternis des Erdenlebens hat der Jörg einen guten Mut zu wahren gewußt.

Bei den Bauern herum ging er in die Lohnarbeit. Das ist ein hartes Brot, aber es wurden ihm die Bissen am Munde doch nicht gezählt. — Für das Gemeindehaus war es ein wahrer Segen, daß ein so ordnungsliebender Bewohner einzog. Der Jörg hat die Stuben hergerichtet und bald war aller Verlasserheitschaden ausgewegt. Sommerjonnenschein dranh herein durch die weit geöffneten Fenster. Die blinden Scheiben wurden klar und durchsichtig wie Wasser.

Der Einzug des ersten armen Teufels ins Krämerhaus war in Zinnenhausen eine Begebenheit, von der groß und klein redete. —

An Sonntagnachmittagen, wenn der Siedler des Gemeindehauses vor seinem Webstuhl von der schweren Arbeit der Woche ausruhte, gesellten sich zu ihm oft Menschen eines späteren Schlages. Die Jungen des Dorfes — die Mädel und die Buben suchten ihn auf in seinem lauschig kühlen Gaden. Da leuchteten seine schwarzen Augen hell unter den buschigen Brauen und sein sonst so herbes Gesicht strahlte Milde und Güte.

„Erzählen soll der Jörg“, mahnten die Mädeln, wenn die Buben laut durch einander redeten und wenn der Alte den Mund spitzte, so schwiegen sie alle in der Runde.

Der Weberjörg konnte gar gut reden. Die Worte liefen ihm von den Lippen wie ein munterer, sprudelnder Quell. — Ich hab' ihm auch einmal zugehört und will jetzt alles, was er damals vorbrachte, zum Nutzen und Frommen des lieben Lesers und der vielgeliebten Leserin niederschreiben, so wie es mir im Gedächtnis geblieben ist.

„Ja — ich bin auch einmal jung gewesen“, hat er angefangen. „Freilich — die Glückssonne hat mir nicht in die Wiege geschienen, sonst hätte ich es weiter bringen müssen, als zum Leineweber. Die Leineweber sind allzeit arme Teufel gewesen. Eine saubere Kunst — harum — ditscharum — mir ein Viertel — dir ein Viertel — aschgraue — dunkelblaue, wie es im Liede heißt

Wir waren daheim unserer sechs Buben und drei Mädeln auf einem ganz kleinen mageren Höflein, und da hat der Vater gesagt: es müsse jeder von uns ein Handwerk lernen — er wolle die Welt nicht voll Bauernknechte gesetzt haben. Das Handwerk habe einen goldenen Boden, hat er jedesmal hinzugesetzt, wenn er uns die Rede über unsere Zukunft hielt. Zwei von meinen Brüdern sind dann Schmiede geworden, sie waren große, starke Kerle und für solche ist dieses grobe Handwerk recht. Einer hat die Wagenerlei erlernt. Der sitzt jetzt noch daheim fleißig hinter seinen krummen Hölzern, während man von den Schmieden, die in der Großstadt untergetaucht sind, schon lange nichts mehr gehört hat. Die zwei mir im Alter am nächsten stehenden Brüder kamen in eine große Gärtnerei. Die haben es beide zu ansehnlichen Geschäften gebracht und sind gemachte Männer. Dieses Gewerbe hätte ich auch gerne gelernt, aber mich — als den jüngsten und schwächsten — hat der Vater hinter den Webstuhl gesetzt.

Ich hab' meine Lehre redlich ausgehalten, trotzdem mir das ewige Gaden in dem dumpfen Gaden zuerst auch gar nicht behagen wollte. Ja — ich hab's dazu gebracht, daß ich in einem Tage zehn Ellen feinste Leinwand auf die Kasse brachte. Das war eine Lei-

stung; da mußte das Schiffein vielmal hin- und hergeschoben werden.

In jener Zeit war der Weber noch ein gesuchter Handwerker. Mein Meister hat stets zwei Gesellen und einen Lehrebuben gehalten. Als meine Zeit um war, bin ich mit meinen erworbenen Kenntnissen in die Welt gewandert, widerwillig zwar, denn es hat mich gar nicht fortgezogen: aus dem Heimatdorf. Ich



„Also bin ich eines Frühmorgens im württembergischen  
Prillenmonat auf die Welt gegangen.“

wäre gerne noch bei meinem Lehrmeister geblieben, denn er war ein gerechter Mann und es will gewiß viel heißen, daß ich sagen kann, er habe mir in der ganzen Lehrzeit kein böses Wort gegeben. — Er hat mich sogar gegen die oft übermütigen Gesellen in Schutz genommen. Als ich das Gesellenstück hinter mir hatte, hat der Meister gemeint, es sei besser, wenn ich einmal anderswo den Handwerksbetrieb kennen lernte. Ich schied mit schwerem Herzen von der Heimat. Heulen hab' ich müssen wie ein Schloßhund. Die Mutter hat mich getröstet, daß ich ja nicht gleich hundert Meilen weit fort müßte — Weber habe es ja in jedem Ort an der Straße, und ich würde gewiß bald Arbeit finden. Der sehr ernste Vater, der damals schon leidend war, hat mich auf die Gärtnerei Brüder hingewiesen, die jenesmal, der eine in Paris, und der

andere gar in London waren. — Er hat gemeint, es habe schon mancher in der weiten Welt sein Glück gefunden.

Also bin ich eines Frühmorgens im wetterwindsichen Aprilenmonat auf die Walz gegangen. Die Sonne hat hell vom Frühlingshimmel gestrahlt, als ich mich auf den Weg machte, aber bis es gegen den Mittag ging, haben mir große Schneeflocken um den

Heimweh. Der Weberkarle war ein strenger Meister. Er hat scharf darauf gehalten, daß in der Werkstätte kein Wort gesprochen wurde. Nicht einmal ein munteres Vieblein durfte man singen oder pfeifen. Da konnte der Mann ganz außer sich kommen, wenn sich einer gegen sein Gebot auflehnte. Gut gehalten



„In allen Häusern haben in jener Zeit die Bäuerinnen, die Töchter und Mägden den ganzen Winter hindurch eifrig gesponnen.“

Kopf gewirbelt. Rüstig bin ich ausgeschritten und es war um das Zunachten herum, als ich Ilmenhausen erreichte, das Dorf, das meine künftige Heimat werden sollte, und dessen Armenhaus mich jetzt am Lebensende aufgenommen hat.

Beim Weberkarle bin ich eingestanden. Der hat selbstigesmal mit vier Webstühlen gearbeitet. Der Meister, ein Geselle und zwei Lehrbuben webten da von frühmorgens bis zum späten Abend, Tag für Tag, jahrein — jahraus. Der Gesellenstuhl war nicht besetzt, als ich ins Dorf kam und für einen Wochenlohn von einem Gulden und dreißig Kreuzern hab' ich die Arbeit aufgenommen. Dabei war Bedingung, daß der Geselle täglich mindestens acht Ellen Leinwand, oder zehn Ellen Zwilch fertigstelle.

Wenn ich auch nur eine Tagesfuhreise von meinem Geburtsort entfernt war, bekam ich doch gottsträflich

waren wir beim Meister. Ich und die Lehrbuben hatten zusammen eine geräumige Schlafstube mit rechten Betten. Die Kost war fett und reichlich. Der Weberkarle hatte in jener Zeit schon einen schönen Hof beisammen, den er stückweise aus dem Verdienst der Weberei erworben hatte. Zur Bewirtschaftung der Acker waren der Severin — der ledige Meistersbruder — die Meisterin und die Kinder da, so daß der Karle nur selten in der Werkstätte fehlte. Nur in der dringendsten Erntezeit wurden wir alle mit auf die Felder und Wiesen genommen. Das waren für mich immer die reinsten Feittage, wenn ich mich in der heißstrahlenden Sonne ausschäffen konnte nach Herzenslust. Das war ein ander Weiter, als die ganze ewige Zeit Schifflein schieben hin und her — und her und hin. — Das Bauerngeschäft hätte mir viel besser gefallen, als die Leinweberei, aber ich war eben einmal Weber und mußte mich in mein Schicksal fügen.

Ich machte mir gleich Pläne, daß ich, wenn ich einmal eine eigene Werkstätte hätte, auch ein Ackerlein um das andere zusammenlaufen könnte. Ich sah mich schon als großen Bauer, der nach keinem Menschen etwas zu fragen hat. In jener Zeit spudten noch andere Gedanken in meinem Hirn. Ich las von mechanischen Webstühlen bei denen das Schiffchen von selber laufe und der Weber nur die Aufsicht führe. So etwas wollte ich mir später einmal einrichten. Ja — die Jugend macht Pläne, die sich meistens nicht erfüllen. Ich bin kein mechanischer Weber und auch kein reicher Bauer geworden, aber das Geschlecht der armen Leineweber habe ich weiter führen helfen, bis es ganz in Zerfall gekommen ist.

In jener Zeit, als ich — ein junger Webergeselle — in Ilmenhausen in Arbeit trat, ist noch viel, viel Hanf gebaut worden. — Die besten Acker um das Dorf herum waren allgemein dem Anbau dieser Pflanze vorbehalten. Hanfbündten nannte man die

Felder die gr ten, f begriff In einnen hind vier l fangen das S sie im wollte wollte haben Eufsch mehr genüge tümer zehn k Taglo Spind So wer k schwur lehr Ob Honk in der dem ersteh Es Getüch Haltb Majd Ja gesu auch Untät in W ich n Bei Man mal schwe vereh bredu „D Hanf Acker dingu mit feit, pflan

Felder, auf denen diese Gespinnspflanze, die weder die großen noch die kleinen Bauern entbehren konnten, freudig gedieh. Die Hanfbündte war der Inbegriff eines hervorragend guten Landstückes.

In allen Häusern haben in jener Zeit die Bäuerinnen, die Töchter und Mägde den ganzen Winter hindurch eifrig gesponnen. Morgens gewiß schon um vier Uhr, bei qualmender Lampe hoben sie anfangen, den Faden zu drehen, und erst spät nachts hat das Spinnrad Ruhe bekommen. Zentnerweise haben sie im Frühjahr das Garn zum Weber getragen. Da wollte jede Hausfrau das größte Stück umlegen, jede wollte das feinste Gespinnst haben. — Viele Bauern haben für die Wintermonate Spinnerinnen eingestellt. Einschichtige, mühselige, arme Arbeiter, die kein Teil mehr an der Wels hatten, haben so Unterstand und genügende Kost für die kalte Zeit bekommen. Reichtümer konnten sie dabei nicht sammeln, denn für zehn bis zwölf Pfennige — nach heutigem Geld — an Taglohn, mußten sie wohl fünfzehn Stunden lang die Spindel drehen.

So wars einst — und wie ist es heute? — Ja — wer kennt denn heute noch den Hanf? — Der ist verschwunden von der Bildfläche — ob er wohl wiederkehrt? —

Ob wohl wieder einmal die Zeit kommt, in der die Hanfbündten ihre frühere Bedeutung erlangen? — in der die Bauernfrauen die Spinnräder wieder aus dem Winkel holen? — in der die Leineweber aufstehen?

Es geht halt doch nichts über selbstgesponnenes Getüch. Wenns auch eine etwas grobe Ware ist, an Haltbarkeit übertrifft es doch alles, was die beste Maschine zu liefern imstande ist.

Ja — wenn es wieder so käme, daß die Leineweber gesucht würden — weißgott der alte Weberjörg würde auch noch seinen Mann stellen. Am Webstuhl ist kein Untätlein — morgen schon könnte ich das Schiffelein in Bewegung setzen und zehn Ellen im Tag wollte ich noch fertighringen.“

Bei diesen Worten nahmen die Augen des alten Mannes einen frischen Glanz an, als ob er noch einmal jung werden wollte. Sein strahlender Blick schweifte über den alten Webstuhl, als ob der ein zu verehrendes Heiligtum wäre. Nach kurzer Unterbrechung fuhr der Jörg fort:

„Ja, die Menschen wissen nicht mehr, wie man den Hanf baut. — Es ist zwar keine Kunst. Ein guter Acker, viel Mist und viel Gülle, das sind die Vorbedingungen. Ja — zuerst wird der Acker dicht mit Stallmist überfahren, dann kommt das Güllensaf in Tätigkeit, denn auf diesen kräftigen Saft will die Hanfpflanze nicht verzichten. Naß darf der Hanfader nicht

sein, die Pflugfurche muß mürbe fallen, sonst ist kein Gedeihen. In der ersten Hälfte des Maimonats wird die Hanfssaat vorgenommen. Kaum fünf Tage geht es, bis sie sprieht. „Dicht wie Hanf“ soll sie ausgehen und wenn der Samen gut war und der Sämann nicht gesündigt hat, so muß Pflanze an Pflanze stehen. Ja — und zweierlei Pflanzen sind es und die Saatkörner sehen sich doch ganz gleich. Eine blüht im Hochsommer mit schwerem Duft — der leichteste Windhauch weht den Blütenstaub über das Feld — und die andere trägt im Herbst den Samen. Der Sommerblüher sei das Männchen und der Samenträger, der im Herbst die grauen Körner bringt, sei das Weibchen, sagen die Gelehrten und es wird wohl so sein.

Der Blühhanf ragt über den anderen heraus. Er wird — sobald er anfangt zu welken — ausgezogen und auf Büschel gebunden. Er gibt die feinste Faser, „Femmel“ nennt man sie. Das Femmeln ist eine ziemliche Mühe, die sich aber reichlich lohnt. Wenn der Blühhanf stehen bleibt, bis der Samenträger reif ist, dann ist er dürr geworden und zurückgesunken, so daß er fast wertlos ist, denn der Samenhanf kann erst im Oktober geerntet werden, während das Femmeln schon im August vorgenommen wird.

Wenn die Spätherbstarbeiten drängten, wurden oft die mond hellen Nächte zur Gewinnung des Samenhanses benutzt. Da war nur junges Volk beisammen. Nur in der dringendsten Not greift der Bauer zur Nacharbeit. Weil sie auch der Kurzweil dient, ist ihr das junge Volk nicht abhold und es finden sich meist auch freiwillige Helfer und Helferinnen. Wo viel junges Volk beisammen ist, da gibt es immer zu reden und zu lachen. Wenn auch der Vollschein breit vom Himmel niederblickt, so liegt doch der Schatten der Nacht darüber, bei dem auch die Zaghaften manch Wörtlein wagen, das ihnen bei hellem Tageslicht in der Kehle stecken geblieben wäre.

Ich hab' überall ausgeholfen, wo es sich um die nächtliche Hanfgewinnung gehandelt hat. Die Bauern haben zwar „den Fremden“ nicht gemocht. Sie haben mich gehänselt; dabei hat auch die sprichwörtliche Armut der Leineweber erhalten müssen. — Aber beim weiblichen Geschlecht habe ich Glück gehabt. Ich sei ein lieber Bub, haben mir die Mädels oft gesagt und darauf habe ich mir viel eingeildet. Ich habe allen flattiert, bis die Rechte kam und die habe ich gerade in einer solchen Hanfnacht gefunden.

Die Seppie war wenige Tage vorher aus einem ferngelegenen Gebirgsdorf eingetroffen und beim Kirchbauer als Jungmagd eingetreten. Sie war so arg schüchtern und hat furchtbar an Heimweh gelitten, und das hat mich zu ihr hingezogen. Ich habe zuerst

nicht gemeint, daß das ein Bund fürs Leben geben sollte, denn ich hatte doch in jenen Zeiten alle Mädels gern. Geschmeichelt hat es mir, daß stolze Bauernlächter sich zu dem armen Weberbub herabneigten. Eine von den Schönsten und Reichsten hat mich einmal — es war nicht in der Kirche — in die weichen Arme gezogen und hat mir dann einen heftigen Kuß verfehlt. — Ich bin fast



„Wenn der Hanf geröht und wieder gut getrocknet ist, dann geht's ans Brechen.“

erschrocken und bin ihr von dort an ausgewichen. Die hat mich später mit Blicken gemessen, als ob sie mir sagen wollte: ich sei ein rechter Tölpel. In jenen Tagen bin ich oft verjorren am Webstuhl gefessen und hab' Garn und Schifflein vergessen. Der Meister, der ja kein Freund von Reden war, schüttelte wohl den Kopf dazu, aber er sagte nichts. — Ich hab' ja auch reblich — trotz des Verträumtseins — die geforderte Tagesleistung vollendet, aber nie etwas darüber hinaus und gerade darauf hat doch der Meister so sehr gesehen.

Sätte ich dem stolzen Mädchen folgen sollen? — die mich vielleicht nur zum Spielzeug haben wollte. Sie hat später in die Stadt hinein geheiratet. Einen Bindbeutel, der einen Kaufladen aufgetan hatte. Da schlupfte das schöne Geld ihres Vaters alles hinein. „Bauerndotisch“ hat sie sich heißen lassen müssen von dem lustigen Herrn Gemahl — sie ist verdorben und verstorben in ganz jungen Jahren.

Zur Seppe hat es mich hingezogen und ich bin ihr auch nachgezogen, wo ich nur konnte. Das war zwar nicht so leicht, denn sie hat als Jungmagd strengen Dienst gehabt. Nicht einmal die Sonntage waren ihr

eigen. Zum Glüd lag der Hof des Kirchenbauers schräg gegenüber von dem Haus meines Meisters und ich konnte vom Webstuhl aus durch das Werkstattfenster gut hinüberschauen. Aber was nützte mir das ewige Schauen, die Seppe bekam ich fast nie zu sehen. Mit mir war eine sonderbare Veränderung vorgegangen. Ich habe mir auf einmal aus all' den schönen Mädels nichts mehr gemacht. Nur die eine war mein händiges Sinnen. Am Sonntag auf den Tag des heiligen Gallus kam dann, wie alle Jahre, die Kirbe, von der man ja, wie das Sprichwort sagt, redet bis sie da ist. Im Ochsen war Tanz angesagt und dazu würde ja wohl auch die Seppe kommen. So mutmaßte ich, aber je mehr ich nachdachte, desto unwahrscheinlicher erschien es mir, daß das fremde Mädchen zum Tanz kommen werde, denn es war in jener Zeit noch nicht Mode, daß eine — ohne Begleitung — auf den Tanzboden gekommen wäre und mit wem sollte die arme Seppe kommen. Sollte ich sie nicht holen können, darüber zerbrach ich mir den Kopf wochenlang.

Und ich hab' sie geholt, aber ich hätte es besser nicht getan. Jener Abend gedenkt mir mein ganzes Leben lang.

Ja — ich hab' ja den Hanf ganz vergessen mit den dummen Liebshäften. Also — wenn der Hanf ausgezogen war, wurde er auf frisch gemähte Wiesen ausgebreitet zur Tauröhe, gleichartig — in Sammel-lagen — wie das Korn beim Schneiden. Anderwärts haben sie die Büschel in Wasserlöcher gesenkt zur Wasserröhe; das soll schneller gehen und die Faser soll besser werden. Wenn der Hanf geröht und wieder gut getrocknet ist, dann geht's ans Brechen. Die dazu benützten Geräte sind ganz aus Holz verfertigt, sie stehen wohl da und dort noch in den Kumpelkammern. Dort leistet sie den Spinn- und Spulrädern und dem Garnhaspel Gesellschaft. Wenn der Hanfbau wieder kommt, sind diese Dinge bald wieder ans Licht gezogen. Wenn ich das noch erleb', so will ich dann gern sterben.“

Hier mußte der Erzähler verschmaufen. Die Unterbrechung benutzte des Büchlbauern Käth'le zu der Frage:

„Wie ist es auch mit der Liebshäft, mit der Seppe weitergegangen. Darauf sind wir halt so neugierig. Sel mit dem Hanf, sel könnt Ihr uns ein andermal erzählen.“ —

Das war eine erlösende Frage für die Mädchen und der Weberjörg lächelte verschmüht, als er fortfuhr.

„Ja — das Hanfbrechen war eine recht schwere Arbeit. Die Angeln fielen durch die Breche und die Faserträhne blieben in der Hand und diese Faserträhne wurden, wenn sie durch wiederholtes Be-

arbeite  
geslocht  
den da  
reiben  
finden.  
Bett  
die B  
und ge  
Nach  
und di  
Leinen  
Händ  
— In  
gibt da  
die No  
grobes  
Solches  
diesem  
und di  
Bauer  
ander  
an die

Die  
bleibt,  
mehr  
die B  
fein

Ja  
so neu  
nen J  
doch so  
vor mi  
Freilie  
erüllt.  
in den

Das  
auch d  
sichter.

„Es  
unfer  
nette  
men, I

Also  
Jahre,  
ich der  
war

Eriten  
An der  
brachte  
gehen  
nicht  
glücklic  
am E

arbeiten ganz rein von Angeln waren, in dicke Zöpfe geflochten. Diese Zöpfe kamen unter den Reibstein, den das Wasserrad des Müllers antrieb. Solche Hanfzöpfe sind jetzt noch in den alten Mühlenwerken zu finden. Der an aufrecht stehender Welle auf festem Bett im Kreise herumrollende schwere Stein bekommt die Faserzöpfe als Unterlage und er macht sie weich und geschmeidig wie Butter.

Nach dem Reiben kommt der Hechler an die Arbeit und dieses vertufene Geschäft besorgt meistens der Leineweber. Der Hechler zieht mit geschickter, flinker Hand die Faserbündel durch die scharfen Stahlzähne. — In der Hechel biebt die kurze Faser hängen, das gibt das Abweg, den Kuter, den Bärtel oder wie sonst die Namen noch lauten. Aus diesem Abweg wird grobes Garn gesponnen, das als Zwisch gewoben wird. Solches Zwischzeug ist nicht umzubringen. — Aus diesem groben Zwisch haben einst die Bauernmädchen und die Bauernfrauen Hemden und die Bauern und Bauernsöhne Hosen und Kittel getragen. Das war ein ander Wetter als die baumwollenen Fahnen, die später an die Stelle traten.

Die lange Faser, die dem Hechler in der Hand bleibt, der Hanf, die Riste — auch dafür gibt es noch mehr Namen — gibt das feine Leinengarn, auf das die Bäuerinnen stolz waren. Das haben manche so fein gesponnen, daß der Weber seine liebe Not hatte.

Ja — so! — die Liebchaft — 's Kätherle ist doch so neugierig. — Ich soll als alter Kerl noch von meinen Jugendtorheiten erzählen. — Aber es war halt doch schön annodazumal, als noch das ganze Leben vor mir stand, als ich noch hoffen und wünschen durfte. Freilich — wie wenig haben sich die Erwartungen erfüllt. In Einsamkeit, Armut und Not werd' ich bald in den Tod gehen."

Das Kätherle mußte eine Träne verdrücken und auch die anderen Maide machten himmeltraurige Gesichtler. Da regte sich der Schall im Weberjörg.

Es ist mir noch nicht ums Sterben. Ich hab' mit unserm Herrgott noch einmal affordiert. So lang so nette junge Mädler und so tüchtige Buben zu mir kommen, bin ich auch gar nicht vereinsamt.

Also an jenem Samstag vor der Kirche, in dem Jahre, in dem die Seppe ins Dorf gekommen war, habe ich der Kirchbäuerin den Himmel hecheln müssen. Die war früh daran. Sie war immer eine der Ersten, was es auch zu tun oder zu lassen gab. — An dem Tage habe ich die Seppe, die mir das Vesper brachte, fragen können: ob sie mit mir zum Kirbetanz gehen wolle. Sie hat sich zuerst gesträubt, aber sie hat nicht nein gesagt und ich habe geglaubt, ich sei der glücklichste Mensch von der Welt, als ich das Mädchen am Sonntag abend, nachdem sie all ihre Hausarbeit

getan hatte, zu mir ins Wirtshaus abholen durfte. Meine ersparten Gulden hatte ich an dem Tag alle in die Tasche gesteckt; ich wollte es einmal recht laufen lassen. Ich hatte mir schon ein paar Schoppen Mut



„Sie machte, wie ich vermerten konnte, ein freiliches Gesicht und als ich ihr — ohne die Sprache gefunden zu haben — den Büschel Maiblumen in die Hand gab, lachte sie verschämt.“

angetrunken, bevor ich die Seppe abholte und in meiner Glückseligkeit habe ich dann noch mehr drangeschüttet. — Ich habe gar nichts gemerkt, bis ich auf einmal einen rechten Kaufsch hatte. So etwas war mir in meinem jungen Leben noch nicht vorgekommen. Ich konnte nimmer gehen und stehen und der Seppe hat einer den Rat gegeben, sie solle den kleinen Buben ins Bett legen. Das hab' ich noch verstanden, dann habe ich furchtbar gebeffzt und ich glaube, wenn der andere nicht gescheitert gewesen wäre, hätte ich auch den Buckel verblaut bekommen. Es wäre mir nur recht geschehen.

In jenem Jahre ist ein guter Wein gewachsen und der „Neue“, den der Ochsenwirt opässentke, war ein veeller deutscher Wein, kein zusammengeschnittener Amerikaner. Ja — der ging mit beläubend süßer Macht den Menschentindern zu Kopfe. Mich hat er ganz über den Haufen geworfen. Der Wirtsknecht, der mir gutfreund war, hat mich genommen an

Schlaftrüch und hat mich in sein eigen Bett gelegt. Dort hab' ich stundenlang geschlafen, bis ich zum Bewußtsein kam. Ich hab' mich heingefächeln — gesäunt hab' ich mich wie ein Bettbrunzer. Aderntags habe ich erfahren, daß die Seppe herzbrechend geweint habe und daß sie geflohen sei vor den rohen Späßen der anderen wie ein scheues Reh.

Ja — einen solchen Anfang hat meine Liebshaft genommen. — Ich bin daraufhin monatelang nicht mehr unter die Menschen gegangen. Ich wollte nichts mehr sehen und nichts mehr hören, was mich an mein Elend erinnern konnte. Wenn am Samstag abend die fertigen Leinwandballen zu den Bauern ausgefragt werden mußten, habe ich mich geweigert, daran teilzunehmen, trotzdem damit immer ein schönes Teinfgeld und am Sonntag ein gutes Mittagessen, zu dem man eingeladen würde, verbunden war. Es war mir alles eins — ich wollte nichts mehr von den Menschen wissen.

Ich hätte ja bei meinem Meister fremd werden und in die Weite ziehen können, aber das ließen mir wieder die Gedanken an das Mädchen nicht zu, das ich so ins Gerede gebracht hatte.

Der Winter kam. — Ich hörte Tag für Tag zwölf Stunden am Webstuhl, dann schlief ich mich in meine Schlafkammer und schlupfte unter das Deckbett; so hab' ich meinen Kausch ausgeschlafen in Trübseligkeit und Bitternis.

Im Frühjahr bin ich abends mehrmals um das Haus des Kirchbauern herumgestrichen. Ich habe geglaubt, die Seppe zu treffen. Mein Aufpassen und Warten war ganz umsonst. — Sie ist nicht gekommen. — Ich wollte ihr doch nur Lebewohl sagen, denn ich hatte mich fest entschlossen, dem Meister aufzusagen — das Dorf zu verlassen. Heimzu wollte ich mich machen. Mein Lehrmeister hatte mir sagen lassen, daß bei ihm ein Webstuhl für mich bereitstehe. Auch meiner Mutter konnte ich keine größere Freude machen, als wieder ins Heimatsdorf zu kommen. Aber schwer wäre es mich angekommen, ohne Abschied von der Seppe abziehen zu müssen. Sie konnte mir doch nicht ewig zürnen.

An einem Maiensontag, am frühen Morgen lief ich in den Niederwald, den Maiblümchen nach. Es war mir jedes Jahr eine große Freude gewesen einen recht großen Strauß dieser stark duftenden Blüten zu sammeln. Wenn ich sie beisammen hatte, konnte ich noch allemal jemand eine Freude damit machen. Wo

sollte ich diesmal hin damit? Sie waren besonders schön und soviel, als ich nur in der langen Weberhand halten konnte.

Im strahlenden Frühsonnenschein kam ich am Waldrand auf die Landstraße heraus. Das hatte ich gut erwählt, denn die Seppe, die im Nachbarort für ihre Bäuerin eine Besorgung hatte, war just an jener Stelle angelangt, an der ich aus dem großen Wald heraustret. — Sie machte, wie ich vermerken konnte, ein fröhliches Gesicht und als ich ihr — ohne die Sprache gefunden zu haben, den Büschel Maiblumen in die Hand gab, lachte sie verschämt. „Ich dank auch gar schön“, waren ihre einzigen Worte. Dann schritt sie die Straße weiter und ich hielt mich neben ihr, als ob das ganz selbstverständlich wäre.

Wir haben selbiges Mal die Rede gefunden und haben uns zum Schlusse zugeschworen, daß wir zusammenhalten wollten in guten und in bösen Tagen. — Das war der Anfang der Liebshaft und das Ende kam, als die Seppe fünfunddreißig Jahre später einer Lungenentzündung erlag. — Ich kann gottlob sagen, daß wir uns verstanden haben allezeit. — Es ist kein leichtes Leben, wenn zwei arme Teufel in einer Ehe zusammenkommen. Freilich — sie haben sich nichts vorzuhalten, als höchstens die leeren Hände; aber der Streit um das Nichts wird ja oft am allerschärfsten geführt. — Solches Übel hat unseren Bund nicht beeinträchtigt.

Wir haben uns redlich bemüht, vorwärts zu kommen — am guten Willen hat es nie gefehlt. Das Beispiel daß aus einem armen Weber ein reicher Bauer wird, war von jeher recht selten und auf mich hat es nicht zugetroffen.“

Der Weberjörg schwieg. Das weichherzige Kätherle hat so ein wehmütiges Gesichtlein gemacht, daß es ihn fast erbarmte, er mußte also schon noch einen andern Schluß an seine Erzählung setzen und er fuhr fort:

„Ja — und eines Tages ist dann der liebe Herrgott zum Weberjörg gekommen und hat ihn gefragt: ob er nicht lieber der reiche Steinbauer sein wolle. — Jener abscheuliche Kerl, den der Geiz nicht essen und nicht schlafen ließ — der seine Leute schindete wie das liebe Vieh — der um eines Talers willen die ganze Menschheit verraten hätte. Als der Weberjörg aus dem schweren Traum erwachte, war er von Herzen froh, daß er immer noch der Weberjörg und nicht der Steinbauer war.“

**Im Wirtshaus.**

Pub: „Vater, wie merkt mer's denn am beste, ob mer en Kausch hat?“

Vater: „Dort an jedem Tisch siße zwei Herre. Wenn du die emol doppelt siehit, daß meinst, es seie viere, dann hast en Kausch.“

Pub: „Vater, des isch jo nur einer.“

„Teu noch en lenz w den T Blät wouner

„Du denn immer sein g rufte verdroß nige au

Der lächelte die bei geblieb Kurzwe

Der wenig und di behalte

„Sol die Sa

„W schlagen

„Med benwir

So f ihren einige beiden wohl b bei de diesen rückt. Spiel

Der Er hat gelegt, und h einnehm des Ge redete, tiger G

Dage höherer wie ein im Leb